



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bonus-Jeep, Beate: Auf klassischem Boden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unterbrochen dahin, sie drehte sich hauptsächlich um die Landwirtschafts- und Forstverhältnisse der Gegend, um Viehzucht, Fischfang und Jagd. Ein Pferdekenner belehrte mich hierbei über die Ursachen des Rückgangs der einst so bedeutenden Eifeler Pferdezeit. Er glaubte das Körpergesetz oder dessen unrichtige Anwendung dafür verantwortlich machen zu müssen. Von den gepriesenen Vorzügen der alten Landrasse, aus der noch Napoleon mit Vorliebe das Pferdmaterial für seine Kavallerie wählte, von der Ausdauer, Bedürfnislosigkeit und Zähigkeit sei bei den Produkten der heutigen Zucht nichts mehr vorhanden. Die Kreuzung mit dem ostpreussischen Schläge, zu der man sich aus militärischen Gründen habe verleiten lassen, habe das einheimische Pferd verdorben, es sei als Remontepferd wie als Arbeitspferd nahezu unbrauchbar geworden. Kraft und Schnelligkeit ließen sich nun einmal nicht vereinigen. Der Fehler sei eben der, daß mit der Überwachung der Pferdezeit meist Offiziere betraut würden, deren Pferdeideal ein andres als das des Bauern sei.

Als der Gesprächsstoff ausging, wurden unter die noch Anwesenden kleine Liederbücher verteilt, das Mädchen, dem die Bedienung der Gäste oblag, setzte sich mit an den Tisch, und zu den Klängen des dünnstimmigen oder doch wenigstens zartbesaiteten Klaviers schollen aus der kleinen Klause alte deutsche Volks- und Jägerlieder in die stille Herbstnacht hinaus. Es war zu später Stunde, als sich die Stammgäste verabschiedeten. Dem fremden Wanderer zu Ehren waren sie über die gewohnte Aufbruchzeit hinaus geblieben. Als ich am nächsten Morgen nach einem Spaziergange durch das plötzlich blitzsauber ausschauende freundliche Städtchen meinen Rucksack packte und meine Rechnung erbat, wurde ich durch den unglaublich bescheidenen Preis, den man mir für Abendessen, Nachtlager und ein sehr reichhaltiges Frühstück abverlangte, angenehm überrascht. Ich nahm die Überzeugung mit auf den Weg, daß die schöne Habacht, dieser Kardinalfehler so mancher rheinischen Wirte, ihren Weg in diese stillen Täler noch nicht gefunden hat.



Auf klassischem Boden

Novelle von Beate Bonus-Jeep



urichen Giesicke hatte schwarze Haare und war interessant. Er war als Kind schwächlich gewesen. Halstücher und wollne Kniewärmer und Gummischuhe, damit waren sein Gedächtnis und seine Phantasie und sein Gewissen gesättigt worden. Von alle dem zur rechten Zeit dran denken, daß weder das eine noch das andre Schutzmittel verabsäumt würde, hatte sein Blick und sein Augenaufschlag etwas Beschwertes bekommen. So etwas Sinnendes, als wenn hinter diesen Augen etwas lastete. Es waren aber die wollnen Strümpfe, die Hals- und Kniewärmer, die da lasteten; aber in den dunkeln Augen war es wie Schwerkut zu lesen.

Und dann hatte er trotz aller Vorsicht einmal die Kopfschmerzen bekommen. Davon waren die Haare vom Wirbel weggegangen, und es war da eine kleine Tonsur

entstanden. Da er Deutscher und Protestant war, so wurde er durch diesen mönchischen Anflug noch interessanter, als ihn seine dunkle südliche Farbe schon machte.

Dieser fremdartige junge Mönch hatte außerdem Geld, darum konnte die Nachtmütze, die er seit der Rose zu tragen gezwungen war, von Seide sein. Eine solche unterschied ihn weit von den Spießbürgern, mit denen er das Nachtmützentragen an sich gemeinsam hatte. Sie war vielmehr geeignet, ihm noch mehr Nimbus zu verleihen, und er erwähnte ihrer in Gesellschaft mit dem bescheidenen Stolz, mit dem man von einem Orden spricht.

Überhaupt erwiesen sich seine Beschwerden nicht unfruchtbar als Unterhaltungsstoffe, und es brauchte ihn deswegen nicht zu verdrießen, daß sein Vorstellungsvermögen so davon erfüllt war. „Seine Kopfschmerzen, seine Stiche in der Brust, seine Bronchialkatarrhe“ — das alles versetzte die Gemüter in Schwingungen, die sich über seine nächste Umgebung hinaus erstreckten. Er verachtete auch diese Möglichkeiten, Bedeutung zu erlangen, nicht, sondern unterstützte sie durch kleine unschuldige Nebenwirkungen. Die Migränepulver, die er immer bei sich führte, nahm er zum Beispiel auf einem Gang durch die Peterskirche oder bei einer Droschkenfahrt auf dem Pincio ein, wenn es sich gerade traf. Er war sehr geübt darin, sich nur ein wenig zur Seite zu wenden und das Pulver in den Mund rieseln zu lassen. Die feingefaltete Papierhülle zerdrückte er leicht in der Hand und ließ sie wegflattern. Wer zufällig den kleinen Vorgang beobachtete, dem stand es frei zu erwägen, ob sich da nicht einer mit sehr überlegnem Anstand vergiftet hätte.

Mit seinem dreißigsten Jahre hatte ihn seine Mutter nach Rom begleitet. „Seine Stiche“ waren hinreichender Grund für diesen Klimawechsel, und übrigens war es ja gleich, wo er seine Zeit und sein Geld hinbrachte. Sie hatte ihn begleitet, um zu sehen, wie er untergebracht würde.

Da Rom aber Verpflichtungen mit sich bringt, hatte sie sich unter der Hand erkundigt, welches die zwingendsten wären. Zu anstrengend durfte es nicht sein, denn Kurtchen vertrug nicht viel. Auch die Gefahr einer Erkältung mußte ausgeschlossen sein. Dann wäre die Galerie San Lucca sehr geeignet, hieß es. Sie sei klein, viele auserlesene Namen darin vertreten, und sie sei geheizt! Ferner liege sie so bequem beim Kapitol. Man könne, wenn man einen sonnigen Tag auswähle, hinterher gleich das Forum und womöglich auch den Palatin „abmachen.“

Frau Geheimrat Giesicke und Sohn hielten also mit ihrer geschlossenen Droschke, die strengen Befehl hatte, unten zu warten, vor San Lucca und gingen die Stein-treppe hinauf. Oben mußte man an einer Klingelschnur von Draht ziehn und ein Weilschen warten, ganz wie in einem Privathause. Dann kam Sor Cesare ohne Eile und öffnete. Man ging durch die Steinflur und durch Doppelthüren, die Sor Cesare sorgfältig wieder schloß, und stand auf dem Mosaikfußboden der Galerie.

Eine durchdringende Kälte kam von unten gegen die Füße, atmete von dem fernen Deckengetäfel und den hohen Wänden herab, von denen die triumphierende Galathea in ihrer Nacktheit zwischen den Wassern mit heroisch festgehaltenem Lächeln niederschaute.

Die besorgte Mutter, die eben eingetreten war, hinter sich den Gegenstand ihrer Pflege, fühlte sich eisig angefaßt.

Dieser Fußboden schien glühend kalt, und diese eingeschlossene Luft mit gewissermaßen versteinerter Kälte auf die Brust zu fallen, gerade geeignet für eine Lungenentzündung.

Der nächste Instinkt war Flucht, und er wirkte so weit, daß die alte Dame halb kehrt machte. Da aber trat die Gegenwirkung, das Bewußtsein des Kulturmenschen ein. Statt die Thüre vollends zu gewinnen, raffte sie den entschlossenen

Willen zusammen und schickte da, wo sie stand, einen scharfen Blick empor bis zum Ende der langen Reihe übereinanderhängender Bilder.

What is that? fragte sie kurz und laut, ohne sich zu dem Sohne umzuwenden, der mit dem Baedeker hinter ihr herging. Sie sprach mit Vorliebe englisch, weil sie einmal vor Zeiten jenseits des Kanals geboren war und von da den Anspruch herleitete, einem weitersehendern und eigenmächtigern Volke anzugehören als dem deutschen.

Aber der hinter ihr hatte die Antwort auf ihre befehlende Frage noch nicht finden können, als sie schon an einer zweiten Stelle ihr kurzes: What is that? austieß und ihm dort ebensowenig die Muße zur Antwort ließ. Sie behandelte die Besichtigung der Kunstwerke wie einen gut geregelten Eisenbahndienst, bei dem vor allem die Bummellei und das unnötige Zögern vermieden werden müssen. Da sie sich außerdem durch Pelze, schwarze Spizentücher und Schleier die Erscheinung eines ungegliederten Dinges gegeben hatte, so erweckte ihr unaufhaltsames Vordringen mit dem immer gleichen, immer wiederkehrenden Abfahrtsignal auch äußerlich den Eindruck des maschinenmäßigen. Verstärkt wurde dieser Eindruck durch die runden Gläser einer Lorgnette mit ihren leblosen Scheiben. Der hinter ihr im Geleise folgende junge Mann machte von seinem Rechte auf Sonderdasein nicht mehr Gebrauch als ein Eisenbahnwagen. Vielleicht würde ihn eins oder das andre der Bilder interessiert haben, wenn er gewohnt gewesen wäre, die zarte Regung eines persönlichen Meinens bei sich zu belauschen. Aber die laute und entschlossene Stimme, die nun die dreißig Jahre in seinem Leben gewallet hatte, hatte derartiges übertönt. Falls es da war, wußte er nichts davon.

Sor Cesare hatte den beiden Fremden beobachtend zugehört. Als er bemerkte, daß sie den ersten Saal in Geschwindigkeit „abgemacht“ haben würden, beeilte er sich, den zweiten vor ihnen zu erreichen.

Das war ein nach verschiedenen Richtungen ausgezeichnete Raum. Es war darin das, was der Galerie den Namen einer geheizten Galerie verschaffte: ein großer bronzenener Dreifuß auf niedern Böwentagen, der Kohlenglut enthielt. Wenn man sich bückte und die Hände über den glimmenden Inhalt hielt, konnte man die sanfte, lösende Wärme spüren und um etwas getrostet weiter gehn.

Zum andern aber enthielt dieser Raum die Perle der Galerie, das Fresko von Rafael. Die hohe, schmale Bildfläche ist ausgefüllt von der Gestalt eines Knaben mit finstern Kindergezicht, der die Last eines Früchtekranzes mit der Schulter emporstemmt. Duer durch das Bild und über die Gliedmaßen des Knaben verlaufen mehrere starke Sprünge und erzählen davon, daß eine barbarische Zeit diese Figur aus einem größern Freskenzusammenhang ausgefägt und hierher verlegt hat. Aus aller Gefahr hat sich aber dieses Bruchstück eines Werkes wie ein versprengtes Kronjuwel hierher gerettet und versammelt auf sich alle die Bewunderung, die es früher mit denen geteilt hatte, die mit ihm ein Ganzes ausgemacht hatten. Diese Stelle der Galerie ist nie leer von Kopisten, und es ergießt sich von ihr aus ein Strom von entarteten Rafaelknaben über die ganze bewohnte Erde.

Nur mitunter kommt es vor, daß sich einer mit seinem Herzen dieser Schönheit nähert und außer den augenfälligen Formen auch das zu erschaffen versucht, was dieses Kunstwerk auszeichnet wie einen edeln Stein vor ähnlich gestalteten Kieselsteinen.

Die hohe, schmale Gestalt, die jetzt vor dem Fresko stand, empfand offenbar die Gegenwart der Meisterhand, die sich über alle die Jahrhunderte hinweg in diesen Pinselstrichen fühlbar machte; man sah es an ihrer Arbeit.

Sor Cesare war das an den Englesi nicht gewöhnt — und was blond war, das nannte er ein für allemal inglese, englisch.

Er hatte sich, seit er die Galerie hier hütete, eine eigne Technik ausgebildet, die Inglese zu behandeln. Äußerte eines dieser blonden Häupter die Absicht, in der Galerie zu kopieren, so machte er so viel Schwierigkeiten, als seine Machtbefugnisse es irgend erlaubten. Er wußte, daß ihre Energie nachhaltig und ihre Beutel kapitalkräftig genug waren, Hindernissen standzuhalten. In fortschreitendem Maße, je nach Handhabung des Beutels, sanken alsdann die Hindernisse, und Sor Cesare, der so unermülich die Wege geebnet hatte, durfte in kurzem, wenn die Kopie „fertig“ war, noch einen ansehnlichen klingenden Dank erwarten.

Mit dem Kopieren selbst machten sie kurzen Prozeß. Namentlich die Amerikanerinnen. Mit dem welterobernden Trieb ihrer Nation haben sie auch die Malerei in entschlossene Hände genommen. Beruf ist ihnen etwas Untergeordnetes, denn jeder energische Mensch muß können, was er will. In den Malerschulen, wo dieser Ansicht ein zaghafter Widerstand entgegengesetzt wird, bleiben sie nicht lange. Sie gehn wie Stegfried auf eigne Hand ans Werk. Wenn sie alsdann vor einem wehrlosen Original „gearbeitet“ haben, so tragen sie die bunte Leinwand über's Meer, als Beweis, daß der angreifende Mut ihrer Rasse auf allen Linien den europäischen schlagen muß, der durch den Ballast von Pietät und Selbstkritik ewig zum Zögern verdammt ist.

In einem Fall aber hatte sich Sor Cesare von seiner Kenntnis der Inglese betrogen gesehen. Marianne Willeboer, die sie in der Malerschule kurzer Hand „Will“ genannt und damit ihre schnelle, energische Art ganz gut gekennzeichnet hatten, hatte sich auch kurz und entschlossen bei dem Conservatore, Sor Cesare's Vorgesetztem, melden lassen. Dann waren Sor Cesare's eigne Machtbefugnisse in Frage gekommen. Sie erkundigte sich bei ihm, an welchen Tagen ein Platz vor dem Original frei wäre.

Vorläufig gar nicht, hatte Sor Cesare geantwortet. Mehr als zwei Staffeleien dürfen nicht davor stehn . . .

Aber heute zum Beispiel steht nur eine davor, hatte sie gesagt, vielleicht wird das morgen wieder so sein?

Vielleicht kommt nur einer der Künstler, erwiderte er, aber der zweite Platz ist auch vergeben und muß freigehalten werden, für den Fall, daß der kommt, dem er gehört.

Jetzt mußte programmäßig der Geldbeutel in Wirkung treten. Diese Blonde sagte aber einfach, sie würde den Herrn Conservatore fragen, ob sich das nicht einrichten ließe, und machte eine Wendung auf das Zimmer zu, worin der Conservatore Audienz gab.

Der Herr Conservatore sind heute schon fortgegangen, sagte Sor Cesare hastig.

Wann kommt er wieder?

Im Laufe der Woche wird er wohl noch einmal kommen. Übrigens kann die Signora ja morgen herkommen. Vielleicht läßt sich inzwischen irgend eine Auskunft finden, wir werden ja sehen . . .

Sie kam also am folgenden Morgen, und ihre Staffelei war die einzige vor dem Original. Von dem gedrohten Zudrang war einstweilen nichts zu sehen. Die Staffelei war aber unbequem, und Sor Cesare brummig.

Die Malerin hatte sich jedoch behende an die Arbeit gemacht, hatte scharf geprüft und ruhig aufgezeichnet. Als sie das eine Stunde oder länger betrieben hatte, war Sor Cesare aus der Entfernung hinter sie getreten und hatte gesagt:

Ma è artista lei — aber Sie sind ja Künstlerin!

Von da an fand sich eine bequeme Staffelei, und an Tagen, wo ein zweiter vor dem Original arbeitete, rückte Sor Cesare selbst die Plätze so, daß die blonde Will nicht schlechter stand als der andre.

Sor Cesare mußte eben zu unterscheiden: Es giebt Fremde, die nichts sind als Fremde, und die in der Galerie sich die Zeit mit Malen vertreiben. Die haben Geld, und man muß von ihnen die Steuern mit Geschicklichkeit aber ohne Scheu erheben.

Dann giebt es fremde Künstler. Die haben kein Geld, können aber etwas. Es besteht also die Möglichkeit, daß sie ihre Arbeit in der Galerie verkaufen, dann nimmt man einen anständigen, aber nicht räuberischen Tribut von ihnen.

Seine Beziehungen zu der gegenwärtigen Fremden gewannen sogar etwas wie Zutraulichkeit, weil er nicht unempänglich war, wenn er eine tiefe Würdigung seiner schutzbefohlenen Bilder bei jemand entdeckte. Ferner machte er die Beobachtung, daß wenn die Fremde lachte, auf der einen Wange ein tiefes Grübchen entstand, das ihr einen so kinderhaft übermütigen Ausdruck gab, daß er zusammen mit dem Blond ihres Haares die ganze Ritterlichkeit eines Italieners in Thätigkeit setzen mußte. So kam es, daß Sor Cesare ihr nicht nur die Leinwand aufräumte, wenn sie zu arbeiten aufhörte, sondern sich auch in der Zwischenzeit, wenn er Bemerkungen über die Besucher der Galerie auf dem Herzen hatte, damit an sie wandte.

In dieser Absicht war er jetzt der verhüllten Mutter mit dem nachfolgenden Sohne in den zweiten Saal vorausgeeilt. Dort machte er sich auffallend mit den Kohlen im Dreifuß zu schaffen, bis sich Marianne umschah.

Warum kriecht Ihr denn da hinter dem Kohlenbecken herum? fragte sie.

Ho paura, ich habe Angst.

Angst?

Die Dampfmaschine kommt.

Ihr müßt eine Fahrkarte kaufen, dann könnt Ihr mitfahren.

Madonna bewahre mich in Gnaden. Die Fahrt geht in die Hölle. Der Teufel ist drin.

Will folgte Sor Cesares Blicken, die in der Richtung der beiden Fremden wiesen.

Hat die Signorina schon einmal eine Lokomotive gesehen, die sprechen kann? Die da spricht, und eine arme Seele führt sie schon gefangen. Sieht die Signorina nicht, wie betrübt der Giovanotto, der Jüngling, hinter ihr hergeht?

Indessen waren beide herangekommen. Die Lokomotive hatte mit kurzem Ruck Halt gemacht, und die gläsernen Scheiben der Vornette waren auf den Rasael gerichtet.

Diesesmal hatte sich der hinter ihr rasch in seinem Buch zurecht gefunden, denn diese Nummer war im Baedeker mit zwei Sternen bezeichnet. Auf das übliche *What is that?* folgte schnell der Anfang eines Vortrags: *Fresco, Original von . . .*

Very old, schnitt die Stimme der Lokomotive unerbittlich ab, und die Reise ging weiter.

Marianne hatte die Augen fest auf ihre Arbeit gerichtet, um das Lachen zu unterdrücken. Da begann der Draht an der Eingangsthür zu zittern, und gleich darauf erklang ein lautes Gebimmel. Sor Cesare wandte sich der Thür zu, machte aber hinter der Lokomotive her das Beschwörungszeichen gegen den bösen Blick mit zwei Fingern der linken Hand.

Sor Cesare, in dessen Bewegungen immer Würde lag, hatte die Eingangsthür noch nicht erreicht, als sich das Klingeln wiederholte, und zwar diesesmal so stürmisch, daß das zuckende Glöckchen außer Atem kam, und für Augenblicke nur der schrille Ton des hin- und herfahrenden Drahtes hörbar wurde. Dieser unmelodische Lärm stand in so peinlichem Gegensatz zu der vornehmen Stille der Räume, daß Sor Cesare seine Schritte unwillkürlich beschleunigte.

Das ist ja gerade das Schöne. Sieh mal dort: Nasenköpfe von Salvator Rosa, lauter Nasenköpfe, Pfui! . . .

Frida! Trude! Klang es aus dem Eingangssaal.

Mama, Mama hat gerufen!

Sie stießen sich zum bessern Verständnis an und eilten mit Getöse hinüber.

Es war das Geschrei der Glücke über einem Korn, das sie hinüberrief: Trude, Frida! seht mal, Dante! Dante und Beatrice. Wißt ihr noch die schöne Geschichte, die wir bei Kettenburgs im Kränzchen lasen? Sie starb ganz jung; es war eine süße Geschichte.

Die Sprecherin stand vor einer Wand, an deren höchster Stelle ein Bild von harter, unerfreulicher Farbe Dante und Virgil auf ihrer Reise durch die Luft darstellte. Virgil, der sich seines Mantels entledigt hatte, um darauf zu fahren, saß mit entblößtem Oberkörper, das Haupt vom finstern Lorbeerkranz beschattet, und auf den Zügen beider lag richterliche Starrheit.

Die blonden Köpfe unten drängten sich zusammen, sechs hellbewimperte Augen sahen empor.

Wo ist denn aber Beatrice? fragte Trude.

Ach, du bist doch zu dumm, entgegnete Frida, da sitzen doch zwei auf dem Mantel in der Luft. Der mit der Zispelmütze ist immer Dante, und Beatrice hat immer einen Kranz auf.

Aber die mit dem Kranz sieht aus wie ein alter Kerl. Dann will ich von der ganzen Geschichte nichts mehr wissen.

So laß es bleiben. Die Geschichte ist aber doch von Dante und Beatrice.

Kinder, zankt euch nicht, sagte die Glücke.

Ja eben, meinte der Junker, der herzutrat; was denkt ihr von einem Glase Wein?

Ach ja, oder Schokolade bei Aranjó! schrieen Trude und Frida zugleich.

Ihr seid doch fertig?

Ja, sagte die Mutter, die Kinder sind drüben gewesen. Was war denn da noch, Frida?

Ach, weiter nichts Besondres. Nasenköpfe, nicht wahr, Trude? Und eine Malerin.

Eine Malerin? sagte der Junker und trat näher an die Glasthür. Die übrige Familie folgte ihm unwillkürlich, und bei diesem einmütigen Hinstarren auf ein gemeinsames Ziel entstand eine so plötzliche Stille, daß nicht nur Sor Cesare und die Malerin, sondern auch Kurtchen hinter der Lokomotive aufmerksam wurden. Einen Augenblick lang sahen sich alle diese Menschen diesseits und jenseits der Glasthür an wie gebannt, dann zuckte es in Wills Gesicht, und das Grübchen vertiefte sich, sie wandte sich rasch ab und bückte sich nach einem Pinsel. Damit war der Bann gebrochen, und auch die Riesenfamilie fand sich von der Glasthür weg.

Sor Cesare aber versuchte vergebens Wills Aufmerksamkeit zu gewinnen. Sie kämpfte noch mit dem Lachen und vermied seine Augen.

In seinem Bedürfnis nach Mitteilung wandte er sich deswegen an den jungen Fremden, dessen melancholischen Blick er auf sich gerichtet fand.

Die Lokomotive hatte nämlich wieder Station gemacht. Sie hatte einen Anschlag angetroffen, der in drei Sprachen die Warnung enthielt, weder Stöcke noch Schirme mit den Kunstwerken in Berührung zu bringen. In den englischen Teil dieser Warnung hatte sie sich vertieft und ihr mehr Muße zugewandt als vorher einem der Bilder.

Sor Cesare leitete die Unterhaltung mit einigen passenden Worten über die Bilder, seine Schutzbefohlenen, ein.

Haben der Signore bemerkt das Fresko von Rafael? Bellissimo originale! San Lucca, unser Patron, wie er die Madonna porträtiert — auch von Rafael. Wir haben alles hier: Titian, Giulio Romano, Rafael . . . Er fuhr mit den Händen durch die Luft, jedesmal in der Richtung, wo die angedeuteten Werke hingen.

Dies da ist zum Beispiel der Triumph der Galathea — und das dort — das sind die Fremden!

Das letzte war im Augenblick ein Ausdruck seiner Betroffenheit. In diesen stillen Räumen schien es noch andre Überraschungen zu geben als solche künstlerischer Natur.

Die Schar der blondhaarigen Eroberer hatte sich an der Ausgangsthür zusammengedrängt und schien mit Gewalt ausbrechen zu wollen.

Sor Cesare erhob die Hände: Sconsi, entschuldigen Sie — aber ich muß hin.

Im Nu war er neben der Thür, öffnete das Schloß und warf die Flügel auseinander. Dieser Aufbruch schien keine Verzögerung zu leiden. Ein kurzes Drängen und Stampfen, ein dumpfes Echo von der Treppe her — und Sor Cesare stand allein neben der Thür und starrte auf seine leere Handfläche. Seinem Munde entrang sich ein langer Fluch: Nicht einmal ein Trinkgeld!

Das sind die Barbaren!

Als gleich darauf die Lokomotive an ihm vorbei ins Freie dampfte, traf ihn ein gutmütig lächelnder Blick aus den Augen des jungen Mannes, den sie im Geleise hinter sich führte, und in Sor Cesares Hand blieb ein Zweifrankstück zurück. Der neue Römer zweifelte nicht, daß das neue Zeitalter doch bei weitem jenem heroischen vorzuziehen sei, aus dem die blonde Schar aufgetaucht sein mußte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus dem kleinsten deutschen Lande. Es werden uns folgende unsern Artikel in Heft 33 berichtigende Mitteilungen zugesandt:

Was den angeblich seit dem Jahre 1866 fortbestehenden Kriegszustand zwischen Preußen und dem Fürstentum betrifft, so hat Vichstenstein allerdings an dem Beschluß des deutschen Bundestags vom 14. Juni 1866 teilgenommen, mit dem über den Antrag Bayerns beschlossen wurde, die vier Armeekorps der deutschen Mittelstaaten auf den Kriegsfuß zu setzen. Dieser Antrag war jedoch seinem Wortlaut nach nicht gegen Preußen gerichtet und wurde damit begründet, daß Vorkehrungen zu treffen seien, daß etwaigen Störungen des Friedens entgegengetreten werden könnte. Den Anlaß zu diesem Beschluß boten die bekannten Vorgänge in Schleswig-Holstein, durch die General Gablenz gezwungen wurde, die eben erst gemeinsam mit Preußen befreiten Herzogtümer zu räumen. Eine Kriegserklärung ist bekanntlich überhaupt nicht erfolgt und konnte wohl seitens des Bundes auch nicht erfolgen. Das Vichstensteinsche Kontingent wurde thatsächlich weder gegen Preußen noch gegen dessen Bundesgenossen Italien, sondern zur Mithilfe bei der Abwehr der über die Grenzen Tirols eingedrungenen Garibaldischen Freischaren am Stilfser Joch aufgestellt. Schon vermöge der geographischen Einheit, in der das Fürstentum mit Tirol ver-